***Verderber und Verführer, dessen Wesen unheilstiftend wirkt; heißt es doch: „Lang schlafen tut Laster schaffen", — etwa in dem Sinne, daß der träge Mensch auf andere Art als durch ehrliche Arbeit den Zeitverlust einzuholen versuchen wird. So kann der Schlaf den, der ihm verfällt, sozusagen zum betrogenen Betrüger machen, zu einem, der sich selbst betrügt, indem er um zweifelhaften Gewinn das halbe Leben oft mit seinen besten Werten drangibt.***

Der Schlaf läßt sich bezahlen, denn Schlaf im Uebermaß genossen ist Kräftevergeudung. Zuviel Schlaf wirkt nicht erfrischend, sondern erschlaffend, da die Energie der Nerven und zudem die Blutgefäße des Gehirns dadurch ungünstig beeinflußt werden. Der gut ausgeschlafene Mensch fühlt sich anders als der verschlafene. Viele Aerzte haben übermäßiges Schlafen als Ursache des frühzeitigen Verfalls der Geisteskräfte erkannt. Ein englischer Gelehrter, der das Gebiet des Schlafes zum Gegenstand seines besonderen Studiums gemacht hat, geht sogar so weit, zu behaupten, daß wenig Schlaf das Leben verlängert, zu viel Schlaf es aber verkürzt. Derselben Meinung war schon Plato; jedenfalls sagte er: „Wer sein Leben lieb hat und sich dabei der Weisheit befleißigen will, soll eigentlich die meiste Zeit seines Lebens mit Wachen zubringen und vom Schlafe nur so viel genießen, wie zur Erhaltung seiner Gesundheit nötig ist."

Wieviel ist aber dazu nötig? Die ältesten Aerzte haben darüber nachgedacht, und sich dahin ausgesprochen, daß man so lange schlafen soll, bis der Körper sich leicht, munter und zu allen Verrichtungen geschickt befindet. Eine bestimmte Norm läßt sich schwer anstellen, da die Jugend mehr Schlaf braucht als das Alter und da schwere körperliche Arbeit, viel Aufenthalt im Freien eine bessere Schlaffähigkeit ergibt als etwa geistige Tätigkeit, doch gibt man einen Nachtschlaf von sieben bis höchstens acht Stunden als ausreichend und normal an. Dabei ist „eine Stunde Schlaf vor Mitternacht so gut wie zwei hernach". „Eearly to bed and early to rise makes a man healthy, wealthy and wise" (früh ins Bett und früh wieder auf, macht den Menschen gesund, reich und weise), heißt es im Englischen, und im deutschen Sprichwort: „Der Schlaf bei sieben Stund ist Jung und Alt gesund", oder: „Wer länaer schläft als sieben Stund, verschläft sein Gut mit samt sein G'sund(heit)", bezw. „Verschläft sein Leben wie ein Hund", oder: „Is fuuler as en Scheperhund (fauler als ein Schäferhund)."

Kant, der zwar selbst wenig schlief, setzte doch infolge seiner allgemeinen physiologischen Beobachtungen acht Stunden Schlaf als Norm an. Napoleon ging so weit, daß er an dem geringen Schlafbedürfnis die ungewöhnliche Veranlagung eines Menschen erkennen wollte, und da man eine große Reihe bedeutender Menschen anführen kann, die mit sehr wenig Schlaf auskamen, so scheint er nicht ganz unrecht zu haben. Napoleon selbst hatte mit drei bis vier Stunden Schlaf genug, ebenso Friedrich der Große und Julius Cäsar. Goethe kam mit wenig Schlaf aus, er hätte bei seiner umfassenden Tätigkeit in Weimar auch kaum zu seinem vielseitigen Schaffen Zeit finden können. Viele Zettel und Briefe weisen aus, daß sie von ihm in früher Morgenstunde geschrieben sind. Von Balzac und George Sand wird erzählt, daß sie, einmal am Schreibtisch sitzend, Nächte hindurch schreiben konnten, ohne Schlafneigung zu verspüren. Die größten Schläfer dagegen, die wir aus der Weltliteratur kennen, Sancho Pansa, der Begleiter Don Quichotes, und der dicke Jude aus Charles Dickens „Pickwickiern", sind nichts weniger als Geisteshelden gewesen.

Volkswitz und Wissenschaft stehen meist in einem sehr engen Zusammenhang; was hier auf wissenschaftlicher Erkenntnis beruht, liegt dort im Gefühl. So macht man die Schlafmützen zu Spottgestalten, die man als „geistig Arme" nicht für voll ansieht. Auch der „Philister", der mittags sein „Viertelstündchen" beansprucht, ist dem geistig regsamen Menschen oft unbegreiflich, denn gerade hier kann man doppelt sagen, daß Schlafen Angewohnheit sei. Nur der Gewohnheitsschläfer hält dies Viertelstündchen für eine Notwendigkeit; wissenschaftliche, ärztliche, volkstümliche Vernunft verwirft es. „Schlaf nach dem Mittagstisch ist so gesund wie fauler Fisch", sagt das Sprichwort. Im allgemeinen steckt in der Volkserkenntnis die beste Wahrheit; sie mag dem großen Erneuerer des Lebens in ihrer kritischen Betrachtung viel schuldig bleiben, aber sie zeigt, daß es auch hier eine Mittelstraße gibt, auf welcher der Schlaf den Sterblichen der wahre Werte schaffende Freund sein wird.

### Wer wird Kaiserin von Mandschukuo?

Im neuen Kaiserreich der Mandschurei hat man vielfältige Sorgen. In diesem neuen Staat von Japans Gnaden ist längst nicht alles so, wie es sein sollte. Zu dem alten gesellt sich jetzt ein neuer Kummer: Das schwerwiegende Eheproblem des Kaisers Pu-Yi. Der Kaiser ist zwar seit ein paar Jahren verheiratet — seine Frau trägt den europäischen Namen Elisabeth —, aber mit dieser Tatsache allein ist es nicht getan. Zu einer Dynastie gehört nun einmal ein Thronerbe, und der hat sich bislang nicht einstellen wollen; Pu-Yis Ehe ist kinderlos geblieben. Hiermit wollen sich nun die Japaner nicht abfinden. Ihnen liegt sehr viel daran, daß sich eine mandschurische Kaisertradition entwickelt. Man legte daher dem Kaiser sehr nahe, nach bekannter asiatischer Sitte eine Nebenfrau anzuschaffen, ein Plan, der nicht nur den Widerstand der Kaiserin Elisabeth, sondern auch des Kaisers selber fand. Die Japaner möchten nämlich am liebsten eine japanische Prinzessin als zweite Kaiserin von Mandschukuo wissen, aber so weit geht selbst Pu-Yis Zuneigung zu den Japanern nicht. Man sitzt in dieser Frage in Tokio einstweilen in der Zwickmühle, verspricht sich aber sehr viel von der bevorstehenden Reise Pu-Yis in die Hauptstadt Japans. Dann wird es sich erweisen, ob Pu-Yi tatsächlich in allem ein willfähriges Werkzeug ist.

### Der kleinste Vogel der Welt.

Eine nach Haiti entsandte ornithologische Expedition ist kürzlich mit reicher Beute heimgekehrt. Als wertvollstes Stück brachte man einen winzig kleinen Vogel nach Hause, der nicht größer als eine Biene ist. Das zur Klasse der Kolibris gehörende Tier war bislang völlig unbekannt. Trotz seiner Kleinheit ist es gleich den meisten seiner Artgenossen recht kampflustig. Man hat beobachtet, daß dieser Kolibri, der zweifellos als der kleinste Vogel der Welt zu gelten hat, selbst andere Vögel von der Größe einer Amsel, sie sich zur Brutzeit seinem Neste zu nähern wagten, tapfer angriff und die Eindringlinge fast immer vertrieb.

### Die Unglückskanone von Mount Victoria.

Kürzlich hat sang- und klanglos eine große Kanone, die Jahre lang der Stolz der Einwohner der neuseeländischen Stadt Auckland war, ein unrühmliches Ende gefunden. Allerdings hatte es mit diesem Mordinstrument eine eigene Bewandtnis. Vor reichlich 25 Jahren wurde auf dem Mount Victoria an der Nordseite des Hafens genannter Stadt ein für damalige Zeiten gewaltiges Geschütz, eine 24-Zentimeter-Kanone, aufgestellt, um die Hauptstadt Neuseelands gegen feindliche Angriffe zu verteidigen. Um die Waffe auf seinen hohen Standort zu schaffen, mußte von einer Vorstadt Aucklands aus eine Straße eigens auf den Gipfel des Berges angelegt werden, und es kostete dann noch große Mühe, um die schwere Kanone an ihren Bestimmungsort zu schaffen. Als das Geschütz dann endlich vorschriftsmäßig aufgestellt war, mußte es begreiflicherweise auch einmal ausprobiert werden. Das Ungetüm wurde geladen, auf die hohe See hinaus gerichtet, und der Schuß ging los. Die Folgen waren verheerend, denn in dem erwähnten Vorort Aucklands blieb auch nicht eine Fensterscheibe heil, mehrere Dächer wurden abgedeckt, und ein großer Behälter, der die Stadt mit Wasser versorgte, erhielt von oben nach unten einen klaffenden Riß. Eine nicht unansehnliche Ueberschwemmung der nächsten Umgebung war die Folge. Diese Erfahrung ließ keine Neigung zu einem zweiten Abfeuern der Kanone aufkommen. Es fragte sich, was mit dem Unglücksding geschehen sollte. Man hätte es wieder hinunterschaffen und als Alteisen verkaufen können, vermochte sich aber leicht auszurechnen, daß die dazu erforderlichen Kosten den zu erwartenden Erlös bei weitem übersteigen würden. Also ließ man die Kanone einstweilen an Ort und Stelle, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. Schließlich sagte man sich aber, daß die inzwischen völlig verrostete Waffe der Hauptstadt des Inselreichs keineswegs zur Zierde gereiche, und man hat sie nun auf der Bergspitze begraben. Jetzt zeigt nur noch ein grasbewachsener Hügel die denkwürdige Stelle an.


# Warburger Warte

WARBURGVM.

Wöchentlich zweimal erscheinende
**Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes**
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

**Nr. 38** | **16. Mai 1934** | **8. Jahrgang**


## STURM IM FRÜHLING

**Roman von Georg Julius Petersen.**

Nachdruck verboten.

(19. Fortsetzung)

Aber die Oberposträtin war nicht dazu zu bewegen. Neben der Empörung behauptete sich die Gewißheit, die Freundin verloren zu haben, und dieser Verlust schmerzte sie.

Als Werner zu gewohnter Stunde heimkam, fand er Mutter und Schwester in gedrückter Stimmung vor. Er wußte Friedel in sein Zimmer zu locken, um die Ursache dieser Depression zu erfahren, vielleicht hing sie mit seiner Person zusammen; denn er lebte in der ewigen Angst, das Damoklesschwert, das über seinem Haupte hing, könnte in der nächsten Minute herabsausen und ihn vernichten.

„So, also das ist es," sagte er aufatmend, als die Schwester schwieg. „Aber Tante Olga wird sich wundern," fuhr er mit einem schadenfrohen Lächeln fort. „Sie glaubt, die Schlacht gewonnen zu haben; ich sage dir, sie wird sie doch verlieren."

„Wie meinst du das?" fragte Friedel, die am Fenster stand und hinaussah.

„Alfred wird die Absichten hinsichtlich deiner Person nicht aufgeben, sondern seine Anstrengungen nur verdoppeln.

Friedel wandte sich um. „Zum Heiraten gehören zwei," gab sie scharf zurück. „Und ich erkläre dir . . . ."

„Erkläre lieber nichts," fiel er ihr lachend ins Wort. „Eines Tages wirst du doch kapitulieren."

Eine dunkle Röte überflog ihr Gesicht.

Er trat zu der Schwester. „Friedel," sagte er herzlich, „sei klug. In deinem ganzen Leben wirst du nicht zum zweiten Male einen Mann finden, der es so gut mit dir meint, wie Alfred, und der ihn an Charakter übertrifft."

Friedel schenkte sich eine Erwiderung. Sie ließ den Bruder allein und suchte ihr eigenes Zimmer auf. Sie sann unausgesetzt darüber nach, ob Alfred darum wisse, daß sie und Werner nur angenommene Kinder seien; denn ihr war sein sonderbares Verhalten am Tage nach jener Gesellschaft eingefallen. — — —

Aber nein, thretwegen sollten Mutter und Sohn sich nicht entzweien. Als leibliche Tochter derjenigen, die sich nicht genug tun konnte in Liebesbeweisen, hätte sie unter Umständen den Kampf gegen Tante Olga aufgenommen — jetzt fehlte ihr die innere Kraft dazu.

Aber sie wich Alfred nicht mehr aus, ja sie suchte eine Gelegenheit, ihn unter vier Augen zu sprechen, und die fand sich bald.

An einem Sonntagvormittag erschien Alfred in der Degenhardtschen Wohnung, um, wie er sagte, Werner zu einem Spaziergang abzuholen; aber er hatte wieder einmal Blumen mitgebracht, die für Friedel bestimmt waren. Das Ehepaar war ausgegangen, Werner hatte sich zu einer Fahrt mit seinem Motorrad entschlossen; Friedel war allein.

Sie nötigte den Besucher ins Wohnzimmer und stellte, während sie mit ihm sprach, die Blumen in eine Vase; dann nahm sie Platz.

„Alfred," begann sie herzklopfend, „hat deine Mutter dir erzählt, daß Werner und ich . . ."

„Ich weiß alles, Friedel."

„Seit wann?"

„Seit . . . na, seit jener Gesellschaft bei euch."

Da hatte sie die Gewißheit; sie atmete tief auf.

„Ich danke dir," sagte sie sehr blaß, „und ich werde dir Zeit meines Lebens für deine Gesinnung danken; aber . . ." sie suchte nach Worten, „. . . aber ich kann deine Wünsche, die ich errate — nicht erfüllen."

„Friedel!" Er war aufgesprungen.

„Wir müssen ganz ruhig darüber sprechen, Alfred; bitte, nimm wieder Platz . . ." Sie schlang die Hände ineinander, schmale, feine, von jeder groben Arbeit behütete Hände, und in diesem stummen Spiel lag eine Welt von Empfindungen. „Abgesehen davon, daß man seine . . . wie soll ich sagen? . . . seine Neigungen nicht von heute auf morgen begräbt, kann man seinen Stolz nicht einfach ausrotten."

„Du spielst auf meine Mutter an, Friedel."

„Du hast es erraten, Alfred," fuhr sie rasch fort. „Ich habe mich bemüht, mich in die Empfindungen deiner Mutter zu versetzen, und bin zu dem Resultat gekommen, daß sie nicht ohne weiteres zu verurteilen ist. Sie hätte nicht so verletzend sein dürfen; aber im Grunde . . . ."

„. . . handelt sie unrecht," schloß er prompt den ganz anders gemeinten Satz.

Friedel schüttelte den Kopf.

„Nein, sie tut Unrecht," fuhr er temperamentvoll fort. „Sie sieht nur deine Herkunft, Friedel, ich sehe dich und dein Wesen. In allen Auseinandersetzungen zwischen

*mir und meiner Mutter, die ich trotz allem herzlich liebe, verweise ich immer wieder auf die nackte Tatsache, daß jemand, der in diesem Hause, unter den Augen solcher Eltern herangewachsen ist, der schärfsten Prüfung standhalten kann.*

*Friedel," in seine Augen trat ein Glanz, „ich bin zu stürmisch gewesen dir gegenüber . . . ich vergaß zu rasch die Enttäuschung, die du erlebt hast . . . wenn ich dir nun Zeit ließe? . . . Oder willst du überhaupt nichts von mir wissen? . . . Dann sag' es frei heraus, und ich kreuze deinen Weg nur noch gelegentlich, als Jugendfreund."*

*Sie fühlte es wie erwärmende Sonne über sich hinfluten. Sie hielt ihm beide Hände hin, die er ergriff und immer wieder küßte. Dann schied er mit hellen Augen.*

*Ohne daß sie ein Wort zu ihm gesprochen hatte, wußte er doch genau, daß er nun wieder hoffen dürfe.*

*Als das Ehepaar nach Hause kam, sagte Friedel bald: „Alfred Usinger war hier, und er läßt euch vielmals grüßen."*

*„Ach, da sind die Rosen wohl von ihm?" erkundigte sich Frau Elisabeth.*

*Degenhardts Augen hingen prüfend an dem jungen Gesicht, das einen versonnenen Ausdruck aufwies. Er machte sich seine Gedanken, und die waren erfreulicher Art.*

## XIII.

*Werner Degenhardt hatte seine Besuche bei Mentzel nicht ganz eingestellt, aber stark eingeschränkt.*

*Mit Mentzel schien eine Veränderung vor sich gegangen zu sein, nicht nur in seinem körperlichen Befinden, sondern auch in seinem Denken und Empfinden. Er saß, wenn sein Sohn bei ihm weilte, in einer Sofaecke und starrte vor sich hin, und es kam auch wohl vor, daß seine Hand nach der des Sohnes tastete und sie fest umklammerte.*

*Einmal sagte Werner: „Bist du krank?"*

*Mentzel hob das Gesicht. „Nein, nur müde," erwiderte er. „Und ich denke jetzt oft über mein verfehltes Leben nach."*

*„Kommst du nicht mehr mit den anderen zusammen?" fragte Werner nach einer Pause.*

*„Doch, aber nicht mehr so oft."*

*In Werner regten sich Zweifel. Tatsache war nur, daß, zu seiner unaussprechlichen Erleichterung, in den Zeitungen nicht mehr von den in Umlauf befindlichen falschen Zehnmarkscheinen die Rede war. Oder schwieg die Polizei, um im gegebenen Augenblick um so sicherer zugreifen zu können? . . . Unwillkürlich ging der Blick nach der Tür, als könnte dort jemand eintreten, die rächende Hand in Gestalt einiger Kriminalbeamten.*

*„Aber du bist krank, wie?" fragte Mentzel. „Jedenfalls bist du stark abgemagert. Oder ist es Angst, die diese Veränderung bewirkt hat?"*

*„Angst — wovor?" kam es mechanisch zurück.*

*„Nun, vor der Polizei. Oder Angst — um mich?"*

*„Ich denke nur manchmal darüber nach, wie das alles enden soll," sagte Werner gepreßt.*

*„Sorg' dich nur nicht. Schnappen sie mich, dann wandere ich ins Kittchen zurück, und da werde ich dann bleiben bis zu meinem Tode."*

*Ein wütender Schmerz befiel den Sohn. Er wandte das Gesicht dem Vater zu.*

*„Halte dich doch nur noch einige Zeit," bat er. „Wenn ich weiß, daß du den guten Willen aufbringst, daß du dich bemühen willst, ein besseres Leben zu führen, dann will ich alles tun, um dir dabei zu helfen."*

*Mentzel murmelte etwas vor sich hin.*

*„Ich will Ostern in die Kaufmannslehre eintreten, und nach wenigen Jahren verdiene ich so viel, daß du geborgen bist. Man wird mir zu Hause kein Kostgeld abnehmen, und mein Freund Alfred Usinger besorgt mir eine Stellung, wenn ich ihn darum angehe; wenn es nicht anders sein kann, im Geschäft seines Vaters."*

*„Baue nicht allzusehr auf Freundschaft und Verwandtschaft, mein Sohn," äußerte Mentzel wegwerfend; „hilf dir selber! . . . Aber ich danke dir für deine Fürsorge, du bist der einzige Mensch, der mir noch verblieben ist."*

* *

*Die Versetzung der Geschwister stand bevor, und es war sicher, daß nicht nur Friedel, sondern auch Werner in die Oberprima aufrücken würde. Werner war zu dem Entschluß gekommen, das Zeugnis mit dem Versetzungsvermerk abzuwarten und dann vor den Vater hinzutreten mit der Bitte, ihn aus der Schule zu nehmen.*

*Eines Tages fand er beim Nachhausekommen einen unfrankierten Stadtbrief vor, dessen Aussehen nicht ganz sauber war.*

*Er eilte auf sein Zimmer, wo er ungeduldig den Umschlag aufriß. Ein beschmutzter Zettel war sein Inhalt, und darauf standen die wenigen Worte, mit einem Bleistift mühsam hingekritzelt:*

*„Mir geht es sehr schlecht. Wenn Du noch mal kommen willst, dann beeile Dich. Dein Vater."*

*Der junge Mann gab einer Schwächeanwandlung nach, er mußte sich setzen. Als er sich endlich aufraffte und ins Eßzimmer hinübereging, wo Frau Elisabeth und Friedel bereits bei Tische saßen, war sein Gesicht völlig blutleer.*

*„Werner!" riefen Mutter und Schwester wie aus einem Munde.*

*„Es ist nichts, Mama, eine kleine Unpäßlichkeit. Es ist wirklich nichts," sagte er, so ruhig es ging. „Ich habe doch einen Brief erhalten. Er kommt von einem Bekannten aus dem Ruderverein, er ist schwer erkrankt und bittet mich um meinen Besuch."*

*Ob sie ihm glaubten, stand dahin; Friedels Augen verrieten starke Zweifel.*

*Er schlang ein paar Bissen hinunter und stand dann auf.*

*„Auf Wiedersehen," sagte er mit abgewandtem Gesicht, dann war er draußen.*

*Er nahm an der Auto-Haltestelle an der Ecke der Lindenallee einen Wagen und ließ sich bis in die Nähe der ärmlichen Straße fahren, aus der der SOS-Ruf an ihn ergangen war. Er eilte an Kindern, die im Treppenhaus spielten, vorbei und erstieg die Wendeltreppe; vor dem Zimmer mit dem separaten Eingang machte er halt und klopfte an.*

*Endlich vernahm er ein Geräusch wie von näherkommenden Schritten, ein Schlurren.*

*„Bist du da, Werner?" ließ sich eine schwache Stimme vernehmen.*

*„Ja."*

*Der Schlüssel wurde umgedreht, dann zeigte sich ein grauer Kopf.*

*Werner hörte jemand die Treppe heraufkommen, er stieß deshalb die Tür ganz auf und schlüpfte ins Zimmer; wie versteinert blieb er stehen. Denn nicht nur, daß in dem Raum ein entsetzliches Durcheinander herrschte: das dürftige Waschgeschirr lag in Scherben auf der Diele, daneben das Wachstuch des Tisches, die Stühle waren umgeworfen — auch eine Blutlache stand auf der Erde. Hier mußte eine rohe Auseinandersetzung stattgefunden haben; aber mit wem? . . .*

*Mentzel war wieder in sein Bett gekrochen, wo er nun schwer atmend, fast röchelnd lag. Werner, der sich langsam von seinem Entsetzen erholte, trat näher an die Lagerstatt und blieb dann stehen.*

*„Was ist hier vorgefallen?" fragte er.*

*„Setz dich," kam es wie ein Gemurmel aus dem Bett. Mechanisch kam Werner der Aufforderung nach. Eine Pause verstrich.*

*„Es geht zu Ende, Junge," begann Mentzel dann. „Aber ich habe wenigstens die Genugtuung, in einem Bett zu sterben, das nicht hinter vergitterten Fenstern steht."*

*„Soll ich nicht einen Arzt holen?"*

*Mentzel winkte matt ab. „Was könnte der mir wohl helfen! . . . Du siehst hier den Schauplatz eines Kampfes, wenn auch ohne Messerstiche und Revolverknall . . . . Ernst hat es mit der Angst gekriegt wegen der Zehnmarkscheine, und nun kam er . . . um mir zu erklären, daß er verduften wolle . . . Da überkam mich eine blinde Wut . . . ich schlug alles kurz und klein . . . ich schrie, daß das ganze Haus zusammenlief; zum Glück ist meine Wirtin verreist . . . sie hätte die Polizei geholt."*

*(Fortsetzung folgt)*

# Im Schacht

Skizze von Otto Fabian

Einander abgewandt standen sie auf der heraboleitenden Förderschale. Die Ketten klirrten. Das Gestänge ächzte wie unter heimlichem Erschauern. Dunkelheit war unter und über ihnen. Nur im engen Geviert des Korbes verbreiteten die Grubenlampen freundliche Helle.

„Die Hete! Oh, die Hete!" hob sich der übermütige Ruf eines jungen Schleppers aus dem Geflüster einer Männergruppe empor. Ein Gelächter schwoll an. Höhnisch wurde es von der Enge des durchrasten Schachtes zurückgeworfen. Wilhelm Jendies zuckte zusammen. Ungewollt bog er den Kopf ein wenig seitwärts. Aber schnell nahm er ihn wieder herum, denn ihm war, als habe er etwas Entsetzliches geschaut. Ganz deutlich glaubte er zu hören, wie hinter seinem Rücken heißer Atem aus keuchender Männerbrust pfiff. Ihn fror. Mit unsicherem Griff zog er das Flanelltuch fester um den Hals. Da hielt der Korb auch schon am Füllort, den das Geräusch umbrauste . . .

— — Schweigsam wie immer verrannen die Arbeitsstunden. Zu zweit schafften sie vor Ort. Manchmal sahen sie einander an, fremd und kalt, voll verletzender Nichtachtung. Wärme und Gefühl hatten in ihren Blicken keinen Platz mehr. Hinter der Gleichgültigkeit aber, die einer dem anderen vorzutäuschen sich eifrig bemühte, sprang manchmal jählings ein drohender Funke auf.

Jendies, dem weicheren, verträglicheren von beiden, war das böse Spiel schon lange zuwider. Aber nachgeben, immer nachgeben, wenn der andere rücksichtslos forderte? Nein, das ging nicht! Diesmal ganz gewiß nicht! Indes, die Stille bedrückte ihn, die Stummheit des Schaffens legte sich wie ein Ring um seine Brust. „Wir müssen verbauen", sagte er, nur um den Klang einer menschlichen Stimme zu hören. Fetzing schwieg. Aber seltsam, er ließ den Abbauhammer ruhen und fuhr sich mit der kohlengeschwärzten Hand nachdenklich über die schweißfeuchte Stirn. Plötzlich lachte er auf, grell und höhnisch, daß es sich anhörte, als liefe Koboldgelächter die Strecke entlang.

„Verbauen meinst Du? Hahaha — weshalb, Du, he? Wär's nicht besser, der Berg verschlänge uns beide, daß k e i n e r das Mädel kriegt, keiner?!"

Jendies wollte etwas erwidern, aber seine Gedanken verwirrten sich. Er mußte nur immer den Kameraden ansehen, als vermöchte er dadurch eine gefährliche, aus dumpfer Leidenschaft emporzüngelnde Regung zu ersticken.

Fetzing spielte in der Tat mit dem Gedanken der Vernichtung. Warnende Geräusche verrieten seinem geschulten Ohr, daß das Gebirge nicht mehr lange hielt. Wenn er nun blitzschnell die Hacke ergriff und ein paar kraftvolle Schläge gegen den Stempel führte, daß die Schalhölzer nachgaben? Vielleicht — nein, sehr wahrscheinlich sogar würde hereinbrechendes Gestein ihre Leiber begraben. Und dann, ja dann wurde die Hete doch nicht des anderen Weib!

Unheimlich drängte der wilde Gedanke nach Verwirklichung. Kalter Schweiß troff dem Manne von der Stirn. Seine Hände spielten zwecklos am Lederriemen, blieben dann untätig in den Hüften liegen. Im Gestein knisterte es. Trockene Hitze hing im engen Stollen. Irgendwo schlug ein Stein klirrend auf ein Luttenrohr. Im Nachhall des Geräusches schwangen Feindseligkeit und Heimtücke. Auf einmal brach es ein. Polternder Steinschlag, staubaufwirbelnd, dumpf verrollend. Einen Augenblick Kirchenstille. Fernher durch schicksalschwangeres Dunkel kam das helle Pochen der Bohrhämmer, das Schütttern einer Rutsche. — Ein Schrei riß sich von Fetzings Lippen. Hastende Schritte wurden hörbar, Rufe. Scharf und schneidend klangen Befehle . . .

Dicht vor Fetzing war der Steinschlag niedergegangen, Jendies unter sich begrabend. Aus dumpfer Verstricktheit jählings erwachend, warf sich der Ueberlebende auf das Gestein. Mit übermenschlicher Kraft zerrten seine muskelharten Arme Stein um Stein aus dem Haufen, der den Kameraden deckte. Andere Fäuste griffen in das Rettungswerk ein. Trotzig, zäh, verbissen rangen die wortkargen Männer mit dem Tode um die Beute. In Fetzings Brust tobte ein Aufruhr. Hatte er wirklich den Schlag gegen den Stempel geführt? Nein, nein! wehrte sich verzweifelt sein besseres Ich. Da lag ja die Hacke. Er hatte sie nicht angerührt! Aber das gefährliche Spiel mit dem Vernichtungsgedanken, das verstandeskalte Erwägen der verwerflichen Tat? Langsam, unaufhaltsam erwuchs daraus ein Schuldgefühl, wuchs und wuchs zu erdrückender Schwere . . .

— — Der Anschläger klopfte, daß der Korb einen Verletzten zu Tage bringe. Nicht schwer beschädigt, nur arg benommen lag Jendies auf der Bahre. Ein paar Stempel, die zum Verbauen bereit standen, hatten sich im Fallen schützend über seinen Körper gelegt und der Wucht der Steinmassen getrotzt. Der Hohlraum aber barg soviel Luft, wie ein Mensch zum Atmen für kurze Zeit gerade brauchte.

Groß und gespenstisch weiß standen Jendies' Augen im staubbedeckten Gesicht. Fetzing vermochte dem suchenden Blick des Verletzten nicht zu begegnen. Noch beschattete Schuldgefühl die keimende Freude über die wider Erwarten gelungene Rettung. Als aber der Korb aus dunkler Tiefe in die Lichtfülle des Tages tauchte und die Begleiter sich anschickten, den Verletzten fortzutragen, griff seine Hand wie unabsichtlich am Rande der Bahre vorbei, daß sie die Finger des Kameraden berührte.

„Die — Hete — — wird dich wieder — gesund — — pflegen", sagte er stockend zwischen schmerzlicher Entsagung und freudeahnender Befreiung. Jendies verstand. Ein traumhaftes Lächeln umspielte seine Lippen. Um ihn blaute der lichte Tag. Die beglückende Gewißheit eines fortan unbestrittenen Besitzes schwellte ihm die schmerzende Brust.

# Der Schlaf im Leben, Dichten u. Wissenschaft

Von Bertha Witt

Es gibt Leute, die den Schlaf als einen Feind betrachten, weil er dem Leben täglich eine Schranke setzt, die für einen Teil des Tages Stillstand bedeutet. Das Sprichwort nennt ihn in diesem Sinne einen Dieb, denn „er stiehlt uns die Hälfte des Lebens". Schaffensfrohe Naturen opfern nur ungern diesem „Dieb" die notwendige Zeit, so gern wieder andere mehr als die Hälfte ihres Lebens der süßen Gewohnheit hingeben, in Orpheus' Armen Sorgen und Mühen zu vergessen. Die Weisheit Jahrhunderte langer Erkenntnis widerspricht beiden; sie erkennt in dem (um mit Shakespeare zu reden) „großen Erneuerer des Lebens", dem uns ein weises Naturgesetz täglich unterwirft, auf der einen Seite den Freund, der mit milder Hand die rohe körperliche Funktion auch seelisch umwertet. „Süßer Schlaf!" preist ihn Goethe im Egmont; „Du kommst wie ein reines Glück ungebeten, unerfleht am willigsten. Du lösest die Knoten der strengen Gedanken, verwischst alle Bilder innerer Harmonien." Und Shakespeare nennt ihn im Macbeth „den Schlichter des verwirrten Sorgenknäuels, den Tod an jedem Lebenstag, das Bad der müden Kraft, den Balsam wunder Herzen". In ähnlichem Sinne sagt das Sprichwort: Wer seinen Schlaf vergeudet, vergeudet sein Leben.

Auf der andern Seite aber kann man auch sein Leben an den Schlaf vergeuden, und hier wird aus dem Freund ein Feind des Lebens, der lebenshemmend wirkt und mehr zu zerstören vermag, als er aufbaut. Nicht umsonst hat der Volksmund die Siebenschläfer, die Schlafratten, oder wie man sonst gewohnheitsmäßige Langschläfer bezeichnet, seit altersher verächtlich zu machen gesucht. Eine Schlafmütze, ein verschlafener Mensch, ist ein verächtlicher Mensch, ja mehr, ist ein geistig minderwertiger Mensch, ein Dummkopf. „Aus einer Schlafmütze schüttelt niemand Grütze", sagt das Sprichwort, und: „Es schläft sich keiner zu einem großen Mann"; denn „Je länger geschlafen, desto weniger geschaffen". Nicht nur in Gestalt des Diebes erscheint hier der Schlaf, sondern auch als

# ≈ ≈ Heimatecke ≈ ≈

## Die Bauzeit der Krypta der Erasmuskapelle

Von J. F. Le.

Die Säulen, die den Raum aufteilen, sind echt romanische Säulen. Die Grundplatte oder Plinthe, die sonst auf dem Bodenbelag liegt, ist hier vollständig eingebettet in die Sandsteinplatten des Bodens. Dadurch steht die Basis scheinbar ohne Grundplatte auf dem Boden. Die Basis setzt sich zusammen aus zwei Wülsten, die durch zwei Plättchen und zwischen diesen durch eine Hohlkehle getrennt sind. Wir haben also die hohe attische Basis vor uns. Seit 1040 finden wir nun einen besonderen Zuwachs an den attischen Basen, es ist das Eckblatt, das den Pfühl mit den freibleibenden Ecken der Plinthe verbindet und so einen Uebergang schafft zwischen Grundplatte und Basis. Diese Eckblätter finden sich im 11. Jahrhundert noch selten. Im 12 Jahrhundert dagegen sind sie ein charakteristisches Merkmal für die Entstehung der Bauteile in dieser Zeit. Sie charakterisieren die Hochromanik (1100—1180). Nach 1180 verschwindet das Eckblatt wieder, da man die Basis so breit macht, daß sie die Plinthe vollständig überdeckt.

Aus der Basis entspricht der verjüngte Säulenschaft, der mit dem Säulenring abschließt. Diese Säulen sind einfach und wuchtig. Sie stehen fest in dieser Erde und ziehen doch den Blick nach oben. Der Schaft ist ohne jede Verzierung, wie er sich in der Frühromanik findet. Auf den Säulenring setzt sich dann das einfache, wuchtige, schmucklose Würfelkapitäl, das man sich aus einem Würfel entstanden denken kann, der an den unteren Ecken abgerundet ist, oder aus einer Halbkugel, von der vier gleiche Stücke abgeschnitten sind. Zwischen Kapitäl und Deckplatte schiebt sich für gewöhnlich noch eine schräge Schmiege ein, die hier fehlt. Diesen Säulen des Mittelschiffes entsprechen in den Seitenschiffen Halbsäulen an den Wänden. Die Gliederung dieser Halbsäulen ist genau die gleiche wie bei den Arkaden des Mittelschiffes. Die Säulen des Mittelschiffes sind untereinander durch die Längsgurten verbunden. Die quer nebeneinander stehenden Säulen sind durch Quergurten verbunden. Diese Gurte spannen sich in Rundbogen von Kapitäl zu Kapitäl. Sie sind vollständig schmucklos, wie wir sie in der Frühromanik finden, während die Hochromanik die Bogen mit Wulsten umgibt.

Durch diese Gurten erhielt man Deckenfelder, die Joche, die genau quadratisch sind in der Krypta. Diese Joche hat man mit Kreuzgewölben gefüllt. Die diagonal zu einander stehenden Säulen wurden mit Gurten verbunden, die in der Mitte des Feldes in einen Schlußstein enden. Dadurch erreichte man, daß man die Gewölbe nicht so dick zu machen brauchte. Die Ausbildung dieser Gurte bildet wieder einen Anhaltspunkt für die Datierung. Die Frühromanik hat nur einfache Grate, während man später die Gurte mit Rippen festigte und verzierte. Daraus zu schließen, gehört die Kapelle der Frühromanik an.

Zur Unterstützung der Gewölbegurte brachte man an den Wänden dünnere Halbsäulen, die Dienste, an; oft wurden sie auch noch an die Säulen angesetzt. Aber in der Krypta sind die Säulen so massig und wuchtig, daß alle Gurten auf den Kapitälen Platz finden. Nur ein einziges Säulenpaar macht davon eine Ausnahme. Es scheint vier Dienste zu haben. Diese das Chor abschließenden Säulen sind als einzige zusammengesetzt. Dadurch bekommt auch das Kapitäl eine etwas andere Form. Es gehört zu jedem Teil der Säule ein eigenes Kapitäl, so daß das Gesamtkapitäl in vier Teile geteilt ist. Daher finden wir auch nicht den einfachen Halbkreis wie bei den anderen Säulen, sondern jede Seite besteht aus zwei Halbkreisen, die sich teilweise überschneiden. Noch ein Kapitäl ist anders wie die übrigen. Es ist an der Säule, die links vom Altar steht. Die Teilung des Halbkreises ist ähnlich wie bei den eben erwähnten Säulen, allerdings bei ungeteiltem Kapitäl. Aber auf den vier Seiten findet sich Linienschmuck. Da, wo sich die Flächen der Kreise überschneiden, läuft eine erhabene Linie zum Grunde des Kapitäls, ebenso an den vier Ecken. Zwischen je zwei dieser Linien sind fünf andere so angeordnet, daß drei nach oben und zwei nach unten laufen und sich etwa mitten in diesem Feld treffen, so daß eine sternartige Figur entsteht. Wir haben hier vielleicht die ersten Ansätze eines Schmuckes. In der Hochromanik verziert man die Kapitäle sehr stark, ebenso finden sich die Dienste sehr zahlreich, die den ganzen Raum beleben. Die einfachen, wuchtigen Säulen der Frühromanik wirken drückend. Ein tiefer Ernst liegt in ihnen, wie auch in den Menschen dieser Zeit, die es mit ihrer ewigen Aufgabe ernst, ganz bitterernst nehmen. In der Blütezeit der Romanik kommt schon etwas Leichteres in den Stiel. Der Mensch bejaht das Natürliche wieder mehr und macht es sich dienstbar für sein Heilswirken.

Licht empfängt der Raum durch sieben Fenster. Auf der Südseite sind die Fenster sehr stark ausgeschrägt nach außen und innen. Dadurch erreichte man, daß man nur eine kleine Fläche zu verglasen brauchte und doch recht viel Licht in das Innere kam. Auf der Nordseite sind die Fenster nur nach innen ausgeschrägt, so daß die Verglasung nahe der Außenmauer liegt. Im Innenraum sind die Oeffnungen fast gleich, während außen sehr starke Unterschiede herrschen. Alle Fenster schließen mit einem Rundbogen außer dem mittleren, das ein Rundfenster ist. Es wird leider verdeckt durch den barocken Altar. Merkwürdig ist die Anordnung der Fenster. Während die beiden ersten Fensterpaare symmetrisch auf beiden Seiten liegen, ist das letzte Paar zwischen verschiedenen Säulenpaaren angebracht. Das wird wahrscheinlich aus rein praktischen Gründen geschehen sein, weil so über den ganzen Raum Licht verteilt wird, während sonst ein Teil der Kapelle kein Licht bekommen hätte.

Stellen wir uns jetzt noch einmal die Frage, die wir im Anfang gestellt haben, so können wir sie jetzt beantworten. Wir haben gesehen, daß sich sehr viele frühromanische Elemente finden: das einfache, schmucklose Würfelkapitäl, die wuchtigen Säulen ohne Dienste, die hohe attische Basis, das Gratgewölbe und die unverzierten Rundbogen. Aber auch Spuren der Hochromanik finden wir schon in bescheidenem Maße: die Eckblätter an den Basen, die Linienornamentik an einer der Säulen, dann das Säulenpaar mit seinen Diensten und das vierteilige Kapitäl. Das sind Anzeichen von Schmuck, der in der Hochromanik so reich ausgebildet wird. Die Krypta gehört also wohl einer Zeit an, in der sich die Hochromanik aus der Frühromanik allmählich entwickelt, in der aber die Frühromanik noch stark überwiegt, da ja frühromanische Elemente stark hervortreten mit ihren wuchtigen, ernsten, strengen, aber auch etwas düsteren und drückenden Formen. Wir werden also die Bauzeit in das Ende der Frühromanik und und den Anfang der Hochromanik verlegen müssen. Die Frühromanik geht um das Jahr 1100 zu Ende. Von diesem Zeitpunkt an rechnet man die Hochromanik. Wir haben also nicht mehr die im Jahre 1010 erwähnte Kapelle vor uns, sondern einen Bau aus der Zeit um 1100. Man wird die Bauzeit auf das erste Jahrzehnt beschränken dürfen, so daß wir die Bauzeit in die Zeit zwischen 1100—1110 setzen dürfen.

In den letzten Jahren hat man nun Untersuchungen angestellt über das Alter der Krypta und zweifelt an der frühen Bauzeit. Diese Untersuchungen stützen sich auf genaue Messungen und Festlegung des Grundrisses. Bei der Krypta haben wir ganz genaue Quadrate zwischen den Säulen. Sonst finden wir bei allen Kirchen kaum diese Genauigkeit. Man braucht sich nur einmal die Grundrisse der Alt- und Neustädter Kirche anzusehen. Aber bei diesen Kirchen muß man auch die ständigen Umbauten in Betracht ziehen, was bei der Krypta nicht der Fall ist. Man ist geneigt anzunehmen, daß auch die Krypta von Ferdinand von Fürstenberg erbaut ist wie die obere Kapelle. Urkundlich wissen wir nur von einer Restauration des unteren Teiles, aber nicht von einem Neubau. Sollte man aber auch wirklich feststellen, daß der untere Teil später gebaut ist, so wird man doch annehmen dürfen, daß nur Teile dabei verwendet sind, die schon vorlagen von der alten Kapelle. Dann wäre also nicht nur der obere Teil eingestürzt gewesen, sondern auch der untere Teil. Während dann von der oberen Kapelle nichts mehr erhalten war, fand man unter dem Schutt die Säulen unversehrt vor. Oder wir haben darin, daß man dann nur diese Säulen wiederfand, einen Beweis dafür, daß nur eine Kapelle dagewesen ist, die aber verschüttet war.


# Warburger Warte




Wöchentlich zweimal erscheinende
**Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes**
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

**Nr. 38** | **16. Mai 1934** | **8. Jahrgang**


## STURM IM FRÜHLING

Roman von Georg Julius Petersen.

Nachdruck verboten.

[19. Fortsetzung]

Das war mit vielen Unterbrechungen vorgebracht worden. Aber das Sprechen hatte ihn trotzdem maßlos erschöpft.

Endlich öffnete er die Augen wieder und richtete sie brennend auf seinen Sohn; eine Hand tastete sich vor und suchte nach der des jungen Mannes.

„Ich bekam dann einen Blutsturz, wie schon einmal, vor zwei Jahren . . . Ich hatte noch einen Briefumschlag, Gott weiß woher, und da schrieb ich an dich. Ich rief ein Kind an die Tür und gab ihm den Auftrag, den Brief in den Kasten zu werfen, und seitdem habe ich auf dich gewartet, Minute um Minute, und nun bist du da . . . endlich . . .“

„Junge,“ begann Mentzel von neuem, „wenn du wüßtest, was seit gestern nachmittag durch meinen Kopf gegangen ist . . . Mein ganzes Leben ist noch einmal an mir vorübergegangen, das war kein erhebender Anblick. Es war eine Marter . . .“ Er stöhnte. „Aber nun fällt der Vorhang bald, das Spiel ist zu Ende, der Held — ein trauriger Held! — tritt ab von der Szene und verschwindet für immer, zur Erleichterung vieler.“ Er faßte nach der Hand des Sohnes. „Ich habe das Recht verwirkt, dir gute Lehren zu geben, nur eins laß dir gesagt sein: Folg nicht meinen Spuren! . . Aber die Ermahnung ist nicht vonnöten, soweit ich dich kenne . . . . . Kannst du mir verzeihen? Ich hatte den teuflischen Plan, dich von dem geraden Weg abzubringen, und das quält mich mehr als die Erinnerung an deine Mutter, die durch meine Schuld gelitten hat und früh dahingegangen ist . . . Aber nun ist es zu Ende, du bist mich bald los und kannst dich wieder zurechtfinden und sollst es auch . . . Verzeihst du mir?“

„Ja, ja,“ antwortete der Sohn mit erstickter Stimme.

Ein friedlicher Ausdruck legte sich über das Gesicht, danach verfiel der Sterbende in einen Halbschlummer. Seine Lippen bewegten sich wie im Selbstgespräch.

So verging eine Stunde, vielleicht auch zwei, Werner ließ die Zeit an sich vorbeirinnen, ohne auf sie zu achten. Endlich ertrug er die Dunkelheit, die sich breit gemacht hatte nicht länger; er löste seine Hand leise aus der des Vaters, stand auf und hob den Kerzenstummel auf, den er beim Aufflammen eines Streichholzes auf der Diele entdeckte, und zündete ihn an.

Und nun erschrak er aufs tiefste, denn das Gesicht des Vaters hatte in der Zeit, da es den eigenen Augen halb unsichtbar geworden war, eine seltsame Veränderung erfahren. Alles, was diesen ursprünglich reichen Geist entstellt und verwüstet hatte, daß die Spuren sich tief in die Züge eingegraben hatten, war verschwunden; die Hülle fiel und legte den Kern frei. Ein leises, geheimnisvolles Lächeln spielte um den Mund, von der Stirn ging Hoheit aus.

Mentzel öffnete die Augen und winkte mit ihnen den Sohn näher heran.

„Sag einmal . . . Vater zu mir,“ flüsterte er.

Ein schneidender Schmerz zerriß die Brust.

„Vater!“ kam es zögernd von den Lippen Werners.

„Ich . . . ich danke dir . . . mein Junge.“

Es war kein eigentlicher Todeskampf, der sich hier vollzog, der ausgemergelte, geschwächte Körper entließ kraftlos die Seele. Noch ein paar heftige Atemzüge, dann ein langer, erlösender, dann Stille . . . .

Werner beugte sich über das friedlich lächelnde Gesicht und flüsterte ein paarmal das Wort „Vater“; als keine Antwort erfolgte, rief er es, und schließlich kam es wie ein Schrei aus seinem Munde: „Vater!!“

Er begriff endlich und sank vor dem armseligen Bett in die Knie, hemmungslos schluchzend.

Plötzlich erlosch das Licht mit einem leisen Zischen, es war nachtdunkel im Raum. Und diese Finsternis, verbunden mit dem tiefen Schweigen, legte sich ihm so furchtbar auf die Brust, daß Werner zu ersticken glaubte. Er entzündete ein Streichholz, das aber nur für Augenblicke ein helles Pünktchen bildete.

Was nun? . . . Er mußte fort, man durfte ihn hier nicht finden.

Er wandte sich noch einmal dem Bett zu, tastete nach dem Gesicht des Toten und drückte einen scheuen Kuß auf die Stirn, dann schritt er auf Zehenspitzen zur Tür. Er schlüpfte hinaus, schloß sie hinter sich ab und warf den Schlüssel in den Briefkasten. Es glückte, das Haus unbemerkt zu verlassen.

Erst als er eine entfernte Straße erreicht hatte, blieb er stehen. Sein Herz schlug wie ein Hammer. Er sog die kühle, frische Luft ein wie jemand, der verschüttet gewesen; aber nach Beseitigung der Atemnot begann der seelische Apparat wieder zu arbeiten. Die belebende.

stärkende Wirkung der Abendluft war nur von kurzer Dauer. Seine Sinne begannen sich zu verwirren, er fand sich nicht mehr zurecht.

Er ging an einem Kanal entlang und spielte mit dem Gedanken, daß es ganz gut wäre, wenn auch sein Leben ein Ende hätte, er überquerte eine Brücke, unter der ein Zug donnernd verschwand, und verspürte abermals Sehnsucht nach dem Tode.

Aus dem Gewoge von Bildern und Vorstellungen erhob sich plötzlich ein Gesicht, das ihm bis vor wenigen Monaten noch das teuerste gewesen war. Mama! . . . Er sah sie deutlich vor sich, und ein Verlangen ohnegleichen nach ihrer beruhigenden Gegenwart erfüllte ihn. Wenn ein Mensch ihm helfen konnte, dann war sie es.

Aber Papa! . . . Erneut schoß die Angst in ihm auf und hemmte seinen Gang, der eiliger geworden war.

Da glaubte er seinen Namen zu hören.

„Werner! . . . Werner!"

Er blieb stehen und sah, daß er keiner Sinnestäuschung zum Opfer gefallen war. Irma kam quer über die Straße auf ihn zu.

„Hier trifft man sich," sagte sie heiter.

Aber sein verändertes Wesen konnte ihr nicht verborgen bleiben.

„Was ist dir denn, Werner?" fragte sie voll Besorgnis.

Er nahm ihre Hand, die sie ihm willig überließ, und zog sie mit sich fort. Und als sie über einen menschenleeren Platz schritten, löste sich ihm die Zunge von selbst. Daß er und Friedel nur angenommene Kinder seien und erst kürzlich davon erfahren hätten und daß ihn diese Enthüllung vollständig irre gemacht hätte an allen möglichen Dingen und daß er soeben seinen Vater habe sterben sehen — das gab er preis.

Auf dem Mädchengesicht stand anfangs ein maßloses Erstaunen, dann aber ein grenzenloses Mitleid.

„Armer Werner!"

Er nahm die ihm hingehaltene Hand und preßte sie an seine Lippen.

„Kannst du nun verstehen, daß ich nicht nach Hause gehen mag?" sagte er.

„Warum solltest du nicht nach Hause gehen?"

„Es ist da noch so manches," erwiderte er gepreßt. „Vor allem aber ist es die Angst vor Papa. Er hat es mir verboten, mit meinem Vater zu verkehren, er weiß überhaupt nicht, daß ich mit diesem zusammengekommen bin, und wenn er davon erfährt . . ."

„Einerlei," sagte das junge Mädchen resolut, „du mußt nach Hause, und dann sprich nur erst mit deiner Mutter, sie wird schon für dich eintreten."

Er zog sie fest an sich. Und diese Umarmung, die noch keine Minute dauerte, dünkte beiden eine Seligkeit ohne Ende . . .

Hand in Hand gingen sie weiter.

Er merkte kaum, daß Irma ihn bis in die Lindenallee geführt hatte; mit einem Male fand er sich vor dem Hause, das die elterliche Wohnung barg. Als er zögerte, nahm das junge Mädchen ihn bei der Hand und ging mit ins Haus, und sie blieb so lange im Treppenhause stehen, bis Werner geklingelt hatte und von dem Dienstmädchen eingelassen worden war.

XIV.

Oberpostrat Degenhardt hatte beim Präsidenten Vortrag gehalten und kehrte nun in sein Dienstzimmer zurück. Als er es betrat, brüllte er zurück; denn seine Frau erhob sich von einem Stuhl und kam ihm rasch entgegen.

„Du, Lisa? . . ." Es kam sehr, sehr selten vor, daß sie ihn während seiner Dienststunden aufsuchte; es mußte etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein. Und diese Befürchtung trog ihn nicht, denn seine Frau sagte mit versagender Stimme:

„Entschuldige die Störung, Johannes," danach brach sie in unterdrücktes Schluchzen aus.

Er führte sie zu dem Sessel, der neben seinem Schreibtisch stand, und nahm selber Platz.

„Beruhige dich nur erst einmal, Lisa," sprach er ihr zu.

Nach einer Pause hob Frau Elisabeth das verweinte Gesicht.

„Johannes," kam es im Flüsterton aus ihrem Munde, „ich habe dir etwas sehr Ernstes mitzuteilen — etwas sehr Schlimmes."

„Schlimmes? . . . Was denn?"

„Werner ist krank."

„Was fehlt ihm denn?" fragte er. „Nein, fasse dich, Liebes, du mußt ganz ruhig bleiben; ich kann alles hören." Er ergriff ihre Hände und hielt sie eine Zeitlang fest.

„Johannes . . . Werner ist mit seinem Vater zusammen gewesen, viele Male . . . er hat ihn heimlich besucht, ihm Geld zufließen lassen . . . und — er hat ihn gestern sterben sehen."

Der Oberpostrat saß wie angewurzelt, aber seine Augen verrieten die grenzenlose Bestürzung in seinem Innern.

„Gegen mein Verbot?" fragte er endlich.

Die Oberposträtin rang nach Worten.

„Aber noch mehr," flüsterte sie mit erstickter Stimme, „die Polizei war schon bei uns."

Degenhardt sprang auf und wich einen Schritt zurück.

„Aber . . . aber warum denn?" fragte er fassungslos.

„Sie hat von dem Umgang Werners mit Mentzel, der noch unter Polizeiaufsicht stand, gewußt, und nun erkundigte sie sich, ob er gestern bei ihm gewesen sei. Die Wirtin ist gestern abend von einer kleinen Reise zurückgekehrt und hat den Schlüssel zu Mentzels Zimmer in ihrem Briefkasten gefunden; sie hat dann aufgeschlossen und gesehen, daß ihr Mieter tot sei . . . Und nun hielten sie Nachfrage bei uns." Alles an der Sprecherin bebte.

Degenhardt hatte wieder Platz genommen.

„Und — was — wird — nun?" fragte er mit trockener Stimme.

Nun kam das Allerschwerste.

„Johannes," sagte Frau Elisabeth mit einem flehenden Blick, „du darfst nicht böse werden, aber ich muß es dir doch sagen, nicht wahr?"

„Selbstverständlich, du mußt mir alles sagen," kam es apathisch zurück.

„Johannes . . . Mentzel ist wieder rückfällig geworden . . . er hat wieder Falschgeld hergestellt . . . und Werner hat darum gewußt oder doch es geahnt."

In seinen Augen stand nichts weiter als blankes Entsetzen.

„Genug, Lisa, nicht mehr," rief er außer sich. „Allmächtiger Gott! . . . Werner im Bunde mit Falschmünzern, Genosse von Verbrechern!" Vollkommen geschlagen fiel er auf seinen Armstuhl zurück.

„Johannes," flehte Frau Elisabeth nach einer lähmenden Pause.

(Fortsetzung folgt)

# „An Pfingsten is' Hochzeit . . ."

„O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön!" Der junge Studiosus sang, daß es weithin über die Wälder schallte und das Echo von den Bergen zurückklang. Das Schönste am Studium waren doch die Ferien! Wenn man, anstatt in die grauen Säle der Hochschule zu eilen, so recht gemächlich nach Hause wandern konnte, mitten hinein in den Schwarzwald, weit weg von der Stadt! Der Hansel reckte sich wie einer, der einen langen Winterschlaf getan hat und nun mit Verwunderung gewahr wird, daß draußen in der Natur inzwischen alles zu grünen und zu blühen begonnen hat. Mit einem kühnen Satz sprang er über den breiten Mühlbach und eilte mit großen Sprüngen die Halde hinunter. Beinahe hätte er ein junges Mädel umgerannt, das den schmalen Wiesenpfad heraufkam.

„Der Hansel is wieder da! Das hört man doch schon ein paar Stunden weit! Grüß Gott!"

„Ja, Emerenz!" Der Hansel streckte ihr herzlich die Hand hin. Dann aber warf er einen forschenden Blick in ihr Gesicht.

„Ich kenn' dich ja gar nimmer," sagte er mit ehrlicher Anteilnahme. „So blaß bist geworden! Und ganz bekümmert schaust aus!"

Die Emerenz blickte etwas verlegen zur Seite. „'s hat scho' jeder seine Sorgen," meinte sie ausweichend.

Sollst wieder ein' nehmen, den nit magst?" fragte er listig. „Wie vorm Jahr? Geh, Emerenz, sei gescheit, mir kannst doch alles erzählen! Bin doch dein alter Schulkamerad und hab' dir schon manchmal geholfen."

Die Müllerstochter sah ihn treuherzig an. „Diesmal is umgekehrt," sagte sie leise. „Der Toni — du weißt ja, i hab' ihn immer gern g'sehe', und der Vater hätt' nix einzuwende, — aber er kommt nit auf Brautschau!"

„Er hat vielleicht eine andere im Sinn," wandte der Hansel nachdenklich ein.

Aber die Emerenz schüttelte den Kopf. „Wenn's das wär'! Nei, nei, des is nix anders als die neu' Junggesellenmod', die aus der Stadt zu uns kommen is. Der Toni meint, er hat no' lang Zeit, und ein hübsches Maidle kriegt er immer no' . . ."

Der Hansel war ehrlich entrüstet. „Ein reicher Bauernsohn, der einen eigenen Hof hat, und nicht heiraten! Das wär' ja noch schöner! Eine Sünd' und Schand' ist's!"

Die Emerenz nickte unter Tränen. „Genau so denk' i!" sagte sie.

Der Hansel hatte sein Gesicht in tiefsinnige Falten gezogen. Dann legte er dem jungen Mädchen tröstend die Hand auf die Schulter. „Emerenz!" sagte er feierlich. „Hast mir nit umsonst manches Gute angetan, als ich ein armer Schulbub war! Jetzt sollst den Hansel kennenlernen. Morgen bring' ich dir den Toni auf B'schau, so wahr ich hier vor dir steh'! Und Pfingsten is Hochzeit!"

Die Tränen der Emerenz versiegten jäh. „Morgen is B'schau?" sagte sie atemlos. „Und Pfingsten . . .? Ja, wenn das fertig bringst, Hansel! Jesses und alle Heiligen, da muß i jo gleich alles blitzblank mache'!"

„Verlaß dich auf mich," rief ihr der Hansel nach, „morgen sind wir da!" Und mit großen Schritten, lustig vor sich hinpfeifend, verfolgte er den Fußpfad weiter, bis er in die breite Straße mündete. Dann ging's bergauf, bis ein stattliches Gehöft mit großen Stallungen und Scheuern sich hinter den Tannen auftat.

Der Toni war herzlich erfreut über den Ankömmling. Aber der Hansel seufzte mehrmals vernehmlich und meinte, einen Freund könnt' er halt schon brauchen jetzt, aber man könne ja nie wissen, wie eine kleine Bitte aufgenommen werde.

„Jetzt schwätz' aber endlich, Hansel!" polterte schließlich der Bauer los, dem die Neugierde aus den Augen sah.

Der Student kratzte sich hinter den Ohren. „Morgen schlacht' der Müller unten," sagte er endlich. „Und da möcht' ich zu gern einen Besuch machen. Du weißt ja, bei uns daheim ist Schmalhans Küchenmeister, und die Emerenz hat ein gutes Herz. Etwas Gesottenes und Gebratenes tut einem ausgehungerten Studentenmagen wohl. Aber schau, Toni," und der Hansel sah mit unschuldsvoller Miene vor sich hin, „wenn ich nun allein komm', dann sieht das ja so aus, als ob ich auf B'schau käm'. Ich, ein armer Federfuchser, und die reiche Müllerstochter! Die Hund täten mich vom Hof jagen, und mit Recht! Es tät' sich auch gar nicht schicken, wenn ich allein ginge. Aber wenn du mitkämst, Toni, schau, dann wär' alles in bester Ordnung — keiner könnt' was dabei finden, und du tätst ein gutes Werk!"

Die Spannung aus den Zügen des Bauern wich einer freudigen Ueberraschung. „Begleiten soll ich dich?" sagte er. „Aber natürli! Das is doch gar keine Frag'! Und Gesottenes und Gebratenes gibt's? Ja, d' Emerenz versteht was. Also topp!"

Und ein kräftiger Händedruck beschloß das Bündnis. Aber dann rief ihn der Bauer noch einmal zurück. „Du, Hansel," meinte er nachdenklich, „am End' sieht's aber so aus, als käm' i zur B'schau? D' Emerenz is ein schön's Maidle und kriegt ein Stück Geld mit, das kann man brauche' heutzutag'. — aber i mein', das hat no' lang Zeit! No' ein Jahr oder zwei macht i halt doch Junggesell' bleibe — o Emerenz lauft mir nit davon!"

„Selbstverständlich! Recht hast!" bestätigte der Hansel scheinheilig. „Und natürli werd' ich der Emerenz gleich sagen, daß ich eigentlich die Hauptperson bin und du nur mein Begleiter!" — —

Am nächsten Tag kamen richtig der Toni und der Hansel vor der Mühle vorgefahren. Ernst und gemessen empfängt sie der Müller, führt sie in die Stube und lädt ein, Platz zu nehmen. Dann öffnet sich die Tür, ein wundersamer Duft von Bratenschmalz und Speck zieht herein, und dann bringt die Emerenz eine Mahlzeit herein, auf die jede Hotelküche stolz sein könnte. Der Müller aber holt eigenhändig aus dem Keller ein „gut's Tröpfle" herauf, und nicht nur der Hansel auch der Toni langt zu, daß es seine Art hat, verachtet auch das „Tröpfle" nicht, und eitel Glück malt sich auf allen Gesichtern. Das Essen dauert seine guten drei Stunden. Dann führt der Müller seine Gäste durch Haus und Hof, durch Stallungen und Scheuern, und der Toni, schon recht selig gestimmt durch das „Tröpfle", bewundert nach Kräften den tadellosen Bestand, macht auch der Emerenz ein Kompliment nach dem anderen, „weil's halt gar so blitzsauber überall ausschaut". „Und wer die Emerenz mal heimführt, der is ein ganz G'scheiter!" Dabei wirft der Toni dem Hansel einen verstohlenen Blick zu, aber der nickt beruhigend zurück: Er kann ohne Sorge mit der Emerenz ein bissel schön tun — sie weiß schon, daß er „bloß Begleiter" ist heute! Dann geht der Gang wieder zurück in die Stube, wo inzwischen ein neues „Tröpfle" aufgetan ist, und die selige Stimmung des Toni klettert höher und höher, bis er schließlich irgendwo, zufrieden mit sich selbst und der ganzen Welt, sanft einschläft. — —

Am nächsten Morgen wird er recht unsanft geweckt. Er liegt daheim in seinem Bett, und der Hansel steht vor ihm und gestikuliert recht aufgeregt vor ihm herum. Der Toni reißt die Augen auf: „Ja, was — da war doch was gestern?"

Der Hansel schlägt die Hände zusammen: „Ob was war!" sagt er pathetisch. „Einen Heiratsantrag um den andern hast der Emerenz gemacht und feierlich versprochen hast, daß an Pfingsten Hochzeit sein soll. Und jeden Augenblick müssen's kommen, denn du hast gedrängt, daß sie heut' zu dir auf B'schau kommen!"

Und im gleichen Augenblick rollt auch schon ein Wagen vor, und als der Toni aus dem Bett springt und hinaussieht, da sieht er, wie der Müller und die Müllerin und die Emerenz aussteigen und langsam durch das große Tor eintreten.

Der Hansel hilft bereitwillig beim Ankleiden und gibt ihm gute Ratschläge, während der Toni immer noch nicht recht weiß, wie ihm geschieht. „Die Emerenz wollt' eigentlich noch gar nicht heiraten," hört er den Hansel sagen. „Ich glaub', der steckt ein anderer im Kopf! Jetzt mußt du zeigen, daß du der Herr bist, denn sonst schnappt sie dir noch ein anderer weg! Pfingsten is Hochzeit, hast du gestern gesagt, und dabei mußt bleiben!"

Die Emerenz sitzt inzwischen etwas beklommen zwischen den Eltern und schaut ängstlich nach der Tür. Jesses und alle Heiligen, sie hätt' sich vielleicht doch nicht einlassen sollen auf dem Hansel sein Gered' und . . . Aber ihre Gedanken werden jäh unterbrochen. Die Tür geht auf, und herein tritt der Toni, jeder Zoll ein König, bloß mit ein bissel verschlafenen Augen. Er grüßt feierlich, geht dann auf die Emerenz zu und sagt: „I denk' nit dran, no' länger zu warten, daß du's weißt, Emerenz! Pfingsten is Hochzeit, hab' i gestern g'sagt — und dabei bleibt's!" — —

Die Wirtin des Hansel in der Universitätsstadt aber wunderte sich nicht wenig, als eine Woche vor Pfingsten ein Riesenpaket für ihren Mieter eintraf, und daß wenige Minuten später der Hansel nicht nur die schuldig gebliebene Miete auf Heller und Pfennig bezahlte, sondern ihr auch noch einige herrliche Rauchwürste verehrte. Was mochte bloß dahinterstecken? Als der Hansel am Abend zur Kneipe gegangen war, nahm sie mit vorsichtiger Hand alle Herrlichkeiten aus der Kiste, die der Hansel offen in der Ecke hatte stehen lassen: Speck, frische Butter, Würste, das war ein Reichtum! Da lag auch ein kleiner Zettel, vielleicht brachte der die Lösung des Rätsels? Aber ihr Gesicht wurde immer erstaunter, als sie kopfschüttelnd die Worte las, die eine deutliche Mädchenhandschrift scheinbar in großer Eile geschrieben hatte: „Ein Mordskerl bist! Darum, daß an Pfingsten Hochzeit is!"

E. Möbus.